

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald in Bromberg.

Deutsches Gebet.

Vater im Himmel, Du fahst unser Ringen und Streben,
Hast unser Sehnen erfüllt und das Reich uns gegeben,
Das Vaterland
Hast uns die Rettung gesandt
Und uns erwecket zum Leben.

Schütz' uns, Allgüt'ger, behüt' uns die leuchtende Krone,
Segne Dein Deutschland, das Friede und Freude dein wohne.
Freiheit und Recht
Blüh' von Geschlecht zu Geschlecht,
Eintracht und Treue belohnet!

Vater im Himmel, Du Heiliger, hör' unser Flehen,
Sende dem Reiche das Heil aus den himmlischen Höhen,
Wahr' es im Geiß,
Der sich Dir kräftig erweist,
Laß Dir's zum Ruhme berechnen!

Glück.

(Fortsetzung.)

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(Nachdruck verboten.)

„Ich komme auch ohne Deinen Glückwunsch aus,“ sagte der Bürgermeister. „Es ist nur gut, wenn wir gleich reinen Tisch zwischen uns machen. Du hast zu wählen: entweder Du trittst Deiner Mutter mit dem schuldigen Respekt entgegen, oder — nun, die Auseinandersetzung können wir uns wohl sparen!“

„Und glaubst Du wirklich, daß ich mir diese Schändlichkeit gefallen lasse? Daß Du uns eine andere Mutter geben willst, uns, die wir um die Niebergeffene trauern — und dann diejenige dazu bestimmst, die — die — —“

Er brach kurz ab, sein Vater wußte ja um seine Neigung. „Du meinst, daß ich gerade diejenige erwähle, der Du Deine Erstlingsgedichte widmetest, der Deine jugendliche Schwärmerei galt! Das verzeihe ich Dir gern, mein Lieber, an eine würdigere Adresse hättest Du Dich nicht wenden können. Aber Du wirst begreifen, daß diese Rindereien auf mein Handeln nicht einwirken können, sie sollen auch keine Rolle spielen, wie zu Zeiten der schönen Königin und des romantischen Don Carlos. Ihr werdet beide über diese Jugendgefühle lachen, siehst Du, wie ich darüber lache!“

Er lachte wirklich und hielt Ernst die Hand hin. Aber dieser ergriff sie nicht, sondern sah hilflos auf Ulrike, er scheute sich, in ihrer Gegenwart zu reden. Aber sie hatte das Gesicht gegen die Stuhllehne gedrückt und er trat näher zum Vater heran und sagte stockend und leise: „Ich muß es Dir gestehen, Vater, sie kann nicht meine Mutter werden — nein, nein, es ist unmöglich — ich habe sie einmal geküßt — auf dem Eise — und sie hat mich wiedergeküßt!“

„Nur einmal?“ fragte der Bürgermeister laut auflachend, aber in seinem Innern regte sich doch die Eifersucht, daß der Junge ihm zuborgekommen war. „Uebrigens, das hat Else mir auch schon gebeichtet, Ihr habt also beide offene Charaktere! Nun, ich nehme es

Dir nicht übel, mein Alter, ich verzeihe es Dir sogar,“ er schlug ihn derb auf die Schulter, „das mußt Du doch großmütig von mir finden!“

Aber Ernst schüttelte den Kopf und lehnte sich hilfesuchend an den Thürpfosten. „Verstehst Du mich denn nicht, Vater,“ murmelte er, „ich — ich kann sie nicht lieben, wie meine Mutter — ich kann nicht mit ihr hier zusammen leben —“

Der Bürgermeister war einen schnellen Blick auf Ulrike, sie saß noch immer wie leblos da.

„Willst Du so gut sein und keine Szenen machen, Ernst — ich bin nicht der Mann, der an poetischen Ergüssen Freude findet. Ihr werdet thun, was ich von Euch verlange — sträubt Ihr Euch, so reden wir anders mit einander.“

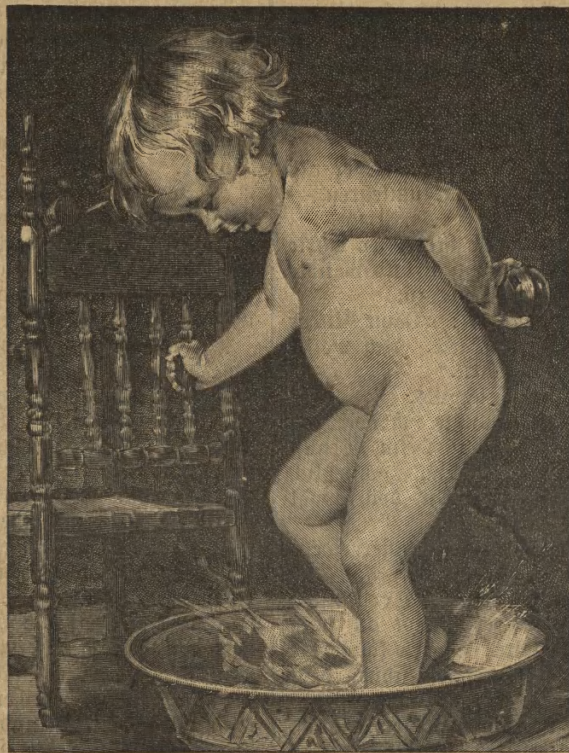
Und als entsache der stumme Widerstand von neuem seine Wut, die er bis jetzt niedergehalten hatte, sprang er auf Ulrike zu und schüttelte sie hart am Arm: „Laß die Thränen und die Ohnmachten, meine Liebe! Ich habe genug in diesem Jahr der Qual gelitten, umgeben von zwei lieblosen, böswilligen Kindern. Steh auf und komm zur Vernunft!“

Ulrike erhob sich schwerfällig und sah ihn mit einem Blick an, in den sie ihre unsäglich Verachtung hineinlegte. Sekundenlang bligten ihre Augen ineinander in fast greifbarem Haß, dann rang sich ein wilder Laut von des Mannes Rippen und er stieß das Mädchen mit heftigem Stoß von sich, daß sie fast zur Erde sank.

Doch Ernst riß sie zu sich empor, drückte sie an sich und sagte mit stammelnder Stimme: „Komm, komm, Ulrike, wir

gehen — wir gehen!“ Und sie gingen.

Der Bürgermeister setzte sich wie betäubt nieder, er kam erst jetzt zur Besinnung. Er überlegte: sollte er hinausgehen — das bedeutete Schwäche, Nachgeben, Rücksichtnahme — und sie gingen ja



Ein Fußbad. Von K. Storch.

auch nicht, leere Drohungen imponierten ihm wenig. Die Glocke draußen klang, unwillkürlich horchte er auf: vielleicht war es der Briefträger, nein, doch nicht, es blieb alles still.

Er sah um sich. Da stand der Tisch mit dem unberührten Mahl, die Gedecke seiner Kinder, ihre kleinen Weingläser, die er ihnen einst aus dem Bade mitgebracht, ihre Servietten in den blanken Ringen — er sah plötzlich, was zu ihnen gehört und was er sonst nie beachtet hatte. Würden sie wirklich fortgehen, nicht wiederkommen — niemals wiederkommen? Würde es nun immer so still um ihn bleiben, so unheimlich still, daß die Luft auf ihn drückte und ihn der Schlag der Uhr in den Ohren schmerzte?

Ach, er fing Grillen: ein Streit bringt keine Trennung auf ewig, ein rasches Wort, eine übereilte Handlung kann gesühnt werden. Und dann würde ja auch bald Else hier sein! Else und Ulrike — er sah sie vor sich, wie sie neben einander mit dem Ranzen auf dem Rücken zur Schule gewandert waren, später im Konfirmationskleid vor dem Altar knieend — und nun sich so kühl gegenüber bei den letzten Begegnungen, wie zwei Feindinnen sich mit den Augen messend, jedes Wort abwägend und haarichari zurückgebend — nein, Else und Ulrike zusammen, niemals! Entweder seine Tochter oder —

Und von neuem erwachte in ihm die Leidenschaft nach dem jungen, blühenden Geschöpf, das mit so zärtlicher Hingabe in seinen Armen hing. Sie, die Vielbegehrte, Geseierte, die er sich errungen hatte vor allen anderen, jüngeren, die bald ganz sein Eigen sein würde, von ihr sollte er sich lösen in letzter Stunde? Nein, er war nicht der Mann, selbstsüchtiger Kinder wegen, die ihn nicht einmal liebten oder pflegten, auf jedes Glück zu verzichten. Sie hatten Recht: besser sie gingen, als daß sie ihm das Leben zerstörten. Sie konnte er entbehren, aber Else —? Else niemals mehr!

Es trieb ihn fort zu der Geliebten. Aber dann besann er sich darauf, wela ein Verede in der kleinen Stadt entstehen, wie man sein Verfahren aburteilen, ihn ob seiner Härte verdammen würde. Möchten sie doch — hinter seinem Rücken! Er kannte die Menschen: ihm ins Gesicht würden sie nach wie vor schmeicheln, ihn loben, daß er dem Hause eine neue Herrin gäbe und die Wahl, die er getroffen, für passend und würdig erklären. Aber trotzdem wollte er den Schein soviel wie möglich wahren — man sollte auch wissen, daß ihm an einer Ausöhnung mit den Kindern gelegen habe!

Er wartete, bis es draußen dämmerig wurde, die Nachmittage begannen schon kurz zu werden, dann schlich er sich über den Korridor in sein Zimmer. Auch hier überall Totenstille. Die Starrköpfe waren wirklich gegangen, er konstatierte es jetzt schon mit einer gewissen Erleichterung, jeder muß auserßen, was er sich einbrockt.

Das Mädchen schien vor seinem Zorn geflüchtet zu sein, wenigstens rührte sie sich nicht in der Küche.

Er klingelte und befahl der zaghaft Eintretenden, den Tisch abzuräumen und ihm den Kaffee zu bringen.

Dann saß er noch eine Weile grübelnd und überlegend da, schließlich quälte ihn doch die Ungewißheit, er griff nach Hut und Stock. Dem Mädchen rief er mahnend zu, bald die Flurlampe anzuzünden.

In der Hausthür prallte er mit einem ihm Entgegenkommenden zusammen, ihm verjagte fast der Atem, es war Ernst —

„Nein, ich bin es,“ antwortete eine ruhige Stimme, die er als die des Doktors erkannte. „Laß uns einen Augenblick umkehren — ich habe Dir etwas zu sagen.“

Dem Bürgermeister war nicht wohl bei dieser Rede, er fehrte wortlos um, entzündete ein Licht auf seinem Schreibtisch und wandte sich dann mit einem unbefangenen „Nun?“ dem Gaste zu.

Der stand aufrecht am Tisch und sagte langsam: „Deine Kinder sind bei mir, vorläufig bleiben sie unter meinem Dache. Ich wollte Dir das nur sagen, ehe Du es von anderen erfährst.“

Er schwieg und der Bürgermeister schwieg gleichfalls.

Wie sollte er sich hierbei benehmen? Er mußte sich doch den Anstrich geben, als wüßte er ihre Rückkehr — und wenn sie nun wirklich kamen? — Er überlegte hin und her und sagte schließlich mit einem häßlichen Aufschrei: „Da giebt Ulrike Dir doch wohl Chancen, wie?“

Dem Doktor trat der Ekel auf die Zunge, was hatte die Leidenschaft aus diesem Manne gemacht!

„Dann wäre sie wohl nicht zu mir gekommen,“ gab er einfach zurück. „Aber daß die Kinder sich in ihrer Herzensnot an mich wandten, das hat mir wohlgethan. Ich behielte sie gern lange bei mir, doch sie haben Deinen Starrsinn geerbt, Du darfst ihnen deswegen keine Vorwürfe machen.“

„Wohin wollen sie denn?“ fragte der Bürgermeister endlich. „Sie werden sich die Hörner wohl noch ablaufen.“

„Das glaube ich auch,“ erwiderte der Doktor traurig. „Und ich bin nur froh, daß ich wenigstens raten darf. Ernst verläßt die Schule —“

„Ohne sein Abiturium?“

„Er sagt, es könne ihm nichts nützen, er will nicht studieren, er will nach drüben gehen.“

„Ein schöner Plan!“ Der Bürgermeister lachte laut auf. „Goldgräber werden? Nun, meinetwegen! Und das Fräulein? Wird sie am Ende auch überseeich?“

„Du scheinst es fast zu wünschen, aber dazu ist Ulrike zu verständig. Sie will dem Bruder nicht hinderlich sein, für sie wird sich auch bei uns in Deutschland ein Platz als Bonne oder Wirtschaftlerin finden lassen.“

„Sehr hübsch! Fräulein Ulrike Mehn Kinder mädchen! Und was weiter?“

„Nichts. Nur bitten die Kinder Dich um die Sparkassenbücher und um etwas Wäsche und einige Kleider. Auf alles andere verzichten sie, es würde ihnen nur hinderlich sein.“

„Also auch noch großmütig obenein! Nun, ich werde mich nicht von ihnen beschämen lassen.“

Er eilte nach der Thür, rief das Mädchen und befahl ihr, für das Fräulein und den jungen Herrn an Wäsche und an Kleidern zusammen zu packen, was sie nur finden könne. Dann trat er zum Schreibtisch, suchte die Bücher heraus und schrieb noch in jedes eine Summe hinein: „Ich werde das Geld morgen einzahlen, dann können sie es mit dem übrigen erheben.“

„Und weiter soll ich Ihnen nichts sagen?“

„Haben sie mir eine Bestellung ausrichten lassen?“ fragte er höhnisch zurück. „Nein, siehst Du! Wir haben uns auch wenig zu sagen, meine Kinder und ich, wir sind fertig mit einander.“

Er hatte sich hoch aufgerichtet und der Doktor empfand, daß er auch auf seine Worte einen theatralischen Nachdruck legte. Aber starr und unbeugiam war auch er, wie zu Hause die beiden verweinten Kinder, an deren Entschluß sich nicht rütteln ließ trotz aller Bitten und verständigen Vorstellungen. So machte sich der gute Doktor traurig auf den Heimweg, seine Aufgabe war ja erfüllt.

Von Ernst waren Zorn und Haß gewichen, er kam sich wie befreit vor, da er die schwüle Lust daheim nicht mehr zu atmen brauchte, nicht mehr den Zwang fühlte, den die väterliche Strenge so peinigend auf ihn ausgeübt hatte. Nun war endlich ausgesprochen, was seit Wochen auf ihm lastete und was ihn oft zu ersticken drohte. Die bange Ungewißheit war abgethan, das furchtbare, ihm Unfaßliche geschah wirklich: der Platz seiner Mutter wurde neu ausgefüllt, von Else — seiner Else!

Nein, nun auch seine Else nicht mehr! Auch mit ihr hatte er abgeschlossen und nicht einmal mehr Bedauern durchzog seine Brust, nur Bitterkeit, daß jemand so häßlich, so gefühllos, moralisch fast sündhaft handeln konnte. Er war fertig mit allem, auch mit dem alten Leben, der Herumdrückerei auf der Schulbank, der quälenden Furcht vor dem Examen.

„Es wird auch ohne diese Keifstemperei etwas aus mir werden,“ tröstete er Ulrike. „Ich stehe für mich ein, ich gehe nicht unter. Werde zwar kein nach Anstellung hungernder Referendar, kein ewiger Professor, um irgendwo als ein Staatsstrüppel zu enden — nein, vorwärts, heraus aus diesem ganzen Glend, hinein ins Leben! Mit meinen Fäulen will ich arbeiten, Tag und Nacht — und der Gedanke an Dich wird mich treiben, mich bejelen — und wenn es so weit ist, kommst Du mir nach.“

Sie nickte dankbar, lächelnd. Sie war nicht ganz so zukunfts-gewiß, aber sein Vertrauen wirkte doch ansteckend, sogar auf den Doktor.

In der kleinen Stadt zerbrach man sich den Kopf, was vorgefallen sei: etwas Großes war unbedingt geschehen, aber über das Maß war man sich doch uneinig. Der Bürgermeister schritt strahlend mit seiner jungen Braut am Arm durch die Gassen, doch auch Ernst sah man mit Ulrike, plaudernd und lachend, allerlei Einkäufe machend und wie von einer freudigen Unruhe beflügelt.

Alle Beteiligten schwiegen diskret über die Vorfälle — und das verzog man selbst dem jovialen Amtsrichter nicht. Später würde ja doch einmal die Wahrheit an den Tag kommen!

Das geschah beinahe schon, als Ernst abreiste und Ulrike sich am Bahnhof, der von einer ganzen Menge Neugieriger bevölkert war, standhaft hielt, bis der Zug davonsuhr. Da weinte sie heiße, heiße Thränen und wollte auf kein Trosteswort hören: so weint man nicht, wenn es sich um eine kurze Trennung handelt, also war Raum genug gegeben für allerlei Schlüsse.

Auch der Bürgermeister erfuhr von Ernsts Abreise, er nahm die Nachricht kolbblütig auf. Nachdem die Kinder aus boshaftem Eigensinn die Annahme des von ihm geschenkten Geldes verweigert hatten, war das Lichtuch zwischen ihnen zerschnitten — er brauchte sich keine Vorwürfe mehr zu machen.

Nach kurzen Wochen, sobald die Trauerzeit beendet war, heiratete er die blonde Else und hatte in der glücklichen Stimmung keinen Augenblick Muße, um sich der beiden Starrköpfe zu erinnern.

Nach Ernsts Fortgang fühlte Ulrike erst, wie die Erregungen der letzten Monate sie körperlich und geistig angegriffen hatten. Sie war matt und müde, wie ein Kind nach weitem Gange, hatte ein großes Schlafbedürfnis und saß während der langen Abende stumm mit ihrer Arbeit neben der Mutter des Doktors. Die alte Frau war liebevoll und gütig gegen sie, gab auch dann und wann Ulrike

einen Auftrag, damit sie sich als Hausgenossin fühle. Aber eine Unterhaltung mit ihr war schwierig und ihr selbst lästig, da sie fast gar nicht hörte und sich das Wenige nur durch ein Hörrohr zu eigen machte.

„Trag sie doch noch einmal, ob sie nicht bleiben will, Friedrich, sie ist hier schon wie zu Hause — und was soll das Kind in der weiten Welt.“ sagte sie eines Abends eindringlich, als sie dem Sohn allein gegenüber saß.

Aber er schüttelte nur verneinend das Haupt. Junge und Alte — das bleibt immer ein gefährlicher Versuch und führt nicht innige Liebe von beiden Seiten ihn herbei, so ist der Erfolg meistens traurig. Und jetzt besonders mochte er Ulrike nicht von seinen früheren Wünschen reden, es wäre ihm wie ein Vertrauensbruch erschienen, auch unritterlich, aus ihrer Not Vorteil ziehen zu wollen.

Die alte Frau sah ihn immer noch bittend an und legte ihm die Hand auf den Arm. Er war ihr eine Antwort schuldig.

„Es ist vorüber, Mutter.“ sagte er langsam und machte eine fortweisende Bewegung.

Sie nickte, sie verstand ihn und leise seufzend strifte sie weiter. Endlich, endlich, nachdem ihr die Zeit schon fast verpaßt schien, traf auch ihn die Liebe — zu solch einem jungen Kind, das gar keinen Begriff davon hatte, welches ein goldenes Herz, welche eine warme, schöne Zukunft an der Brust des guten Mannes es von sich wies. So blieb nur von ihr allein sein Wert erkannt und schloß sie die Augen, so war er der häßliche, alte, einsame Doktor, um dessen Wohl und Wehe niemandes Puls einen schnelleren Schlag that.

Manchen Menschen scheint das Glück ganz zu vergessen, oder zu ahnen, daß er mit seinem selbstlohen, großmütigen Herzen doch nie den Mut fände, im rechten Augenblick zuzugreifen; und so kehrt es ihm nach einmal gegebener Chance unwillig den Rücken.

Ulrike begriff nicht, wie sie jemals den Doktor häßlich oder unheimlich habe finden können: aus seinen Augen leuchtete die Güte, die einst den Blick ihrer Mutter verklärt hatte und ihr war, als sei der alte Freund von jeher ihr Berater, ihr Schutz gewesen. Gewissenhaft erwog er alle Pläne mit ihr und hörte geduldig zu, wenn sie ihr kleines Kapital berechnete und einen Ueberschlag machte, wie lange sie leben könne, wenn sie einst plötzlich entlassen und brotlos würde. — Auch hatte er die nötigen Briefe für sie geschrieben und Erkundigungen eingezogen und nun endlich hatten sie eine Familie und ein Haus gefunden, das dem entsprach, was der Doktor für seinen Schützling wünschte. Ulrikes Hauptbedingung war gewesen, in ein fremdes Land oder eine andere Provinz zu kommen, jedenfalls weit fort von hier, wo die alten Erinnerungen sie quälten und die unerquicklichen Vorgänge auf sie lasteten.

„Morgen gehts fort, Mutter.“ sagte sie und strich über die jungen Epheupflanzen, die sich noch spärlich über die dunkle Erde des Hügelns hinzogen. „Verlaß Du mich nicht und laß mich einst zu Dir zurückkommen, mehr will ich nicht von der Zukunft.“

Sie ging traurig fort, ohne klühe, weiterobernde Pläne wie Ernst. Sie hatte trotz allem Heimweh nach dem alten Hause, nach den lieben, vertrauten Zimmern — ihr war, als hätte sie mehr als einen Toten zu klagen. — Wortlos reichte sie am andern Morgen dem Doktor die Hand aus dem Kupee, das Herz war ihnen beiden schwer und es blieb bei dem Dank, den sie noch einmal stammelte und den er wortlos hinnahm. — Aber als der Zug zu rollen begann, um immer schneller davon zu gleiten, unaufhaltbar schnell, da kam in die große

Gestalt des Doktors Bewegung. Er streckte die Arme aus, als wollte er sie erfassen und festhalten, dann schwenkte er Hut und Tuch und sah der langen, dunklen Schlange nach, die so eifertig durch die Ebene zischt, bis sie spurlos in der trübten Ferne vertaucht.



Sabac el Cher, der schwarze Kapellmeister.

Und Ulrike mußte trotz des Kummers lachen, denn sie dachte, daß hienieden endlich jedes Ding seine Bestimmung erfülle, und daß man schließlich auch einen Giraffenhals hübsch finden könne, wenn er dafür sorgte, daß ein gutes altes Gesicht mit zwinkernden Augen noch so lange erkennlich blieb.

Wie der Zug sie immer weiter trug, an fremden Stationen haltend, Unbekannte aufnehmend und entlassend, die sich hastig und rücksichtslos vorwärtsdrängten, jeder nur für sich und das Seine besorgt, da ergriff eine große Unruhe Ulrikes Herz, eine Furcht vor der erbarmungslosen, gleichgültigen Fremde, vor dem regen, hochentwickelten Leben ringsum, das so geschäftig seinen Gang fortsetzte, unbekümmert um ihre Gegenwart und ihr Dasein. Es schien ihr eine ungeheure Kühnheit, sich in dieses Gewirre hineinzuwagen, einen Platz für sich zu beanspruchen in dem großen Gewese, das bis dahin sie so wenig entbehrt hatte. Ihr wurde zum erstenmal das Verhältnis des Einzelnen zum großen Ganzen klar, und sie kam sich so unnützig und überflüssig vor, daß sie in zager Neue daran dachte, umzukehren und lieber still in dem Schatten der kleinen Stadt zu verschwinden. Aber dann sprach sie sich

selbst Mut ein, stellte sich vor, daß eine Umkehr Fahnenflucht bedeute und sie voraussichtlich für immer an den Doktor fesseln — und für einen Notbehelf war er zu schade!

Und war die starke Dame, die sich bequem mit vielen Kissen und Decken ihr gegenüber niederließ, nicht auch nur im Augenblick

für den Schaffner wichtig, der ihr Billet kontrollierte und geällig all ihre Fragen über Ankunft, Verbindung und Aufenthalt beantwortete? Sonst bedeutete auch sie vielleicht ein Nichts wie Ulrike und spielte in der Weltordnung und deren Kreislauf dieselbe Nebenrolle. Sich selbst kam sie allerdings sehr groß vor; in ausreichendster Weise sorgte sie für ihre Bequemlichkeit und betrachtete es als etwas Selbstverständliches, daß Ulrike ihr half, wenn sich ihre Plaids verschoben oder ihren dick behandschuhten Fingern etwas entfiel. Sie bereitete sich ein hübsches Frühstück, dessen Bestandteile sie verschiedenen Körben und Taschen entnahm, dann schien sie eine Weile etwas zu überlegen und endlich sagte sie zu Ulrike: „Hier ist eine Apfelsine — bitte, nehmen Sie doch! Ich esse doch keine Apfelsinen — die angestoßene Stelle müssen Sie ausschneiden!“

Ulrike dankte lächelnd für dieses Opfer und die alte Dame sah sie mißtrauisch an.

„Wohin wollen Sie denn, mein Kind?“

Ulrike nannte ihr die Stadt. „Ach, so weit fort? Weshalb denn? Nur zum Vergnügen?“

Ulrike gab ihr kurz Bescheid und sah dann zum Fenster hinaus.

Die alte Dame schwieg. Aber als sie sich bald darauf bei einem Wagenwechsel trennten, sagte sie zu Ulrike, die ihr das Gepäck hinausreichte: „Nehmen Sie einen Rat an von mir, mein Kind: Seien Sie immer zuvorkommend und höflich gegen alte Leute, selbst wenn deren Fragen Sie belästigen. Sonst übersehen Sie einmal Ihren Vorteil —

ich hätte Ihnen gern noch eine zweite Apfelsine geschenkt, wenn Sie mich besser unterhalten hätten.“ — Ulrike nahm erröthend und verlegen den Tadel hin. Sie empfand, daß die weiße Schille recht habe, obgleich ihr wenig an einer zweiten, angefaulten Orange lag.



Der mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf eines Wagner-Denkmal.

Arme lütje Deern!

Sie hat sich abgewendet, damit der alte Mann die Thränen nicht sehen soll. Dann reckt sie den feinen Kopf mit einer stolzen Nackenbewegung in die Höhe.

„Das ist nun einmal so. Alles vorbei!“

Die gütigen Augen des Greises verfinstern sich.

„Immer das Gleiche! Immer und immer das alte Lied! Immer das elende Geld! Uns hat es nicht Glück gebracht, wenn wir je eines hatten; Johannes . . . warst Du bei Onkel Johannes?“

Wie zögernd kommen die letzten Worte heraus. Höchst erstaunt, ohne ein Wort zu erwidern, sieht ihn das junge Mädchen an.

„Ja, ja, . . . Du hast Recht . . . hahaha!“

Bitter klingt das Lachen. Elisabeth setzt den Hut auf und scheidet sich zum Gehen.

„Adieu, Onkel David!“

„Adjäs, min lütje Deern, . . . Kopf oben, Kopf oben!“

Aufs neue steigen Thränen in die braunen Mädchenaugen. Sachte zieht der Greis den schönen Kopf an seine Brust.

„O, Onkel David, . . . im Frühling wollte er kommen . . . da sollten wir uns verloben, . . . o, nun ist alles, alles aus!“

Stumm drückt der Alte ihr die Hand. — — — Unruhig, in langen Schritten, wandert Herr David Prosper Womblock in der großen, vom Sonnenlicht durchfluteten Stube auf und ab. Er denkt des früheren Reichthums der Womblocks. Eines Tages hatte das alte Haus bei einem großen Kaffeekrach falliert. Dann waren alle der Reihe nach gestorben; nur die immer etwas feindlichen Brüder David und Johannes waren am Leben geblieben und eine Schwester, die sich „gut“ verheiratete. Was heißt das heutzutage? Und noch dazu bei Kaufleuten! Nun kann sie nicht einmal der einzigen Tochter Herzenswunsch erfüllen und ihr den Geliebten geben. Die Kaution fehlt! Wäre die jetzt zur Stelle, würde alles gut sein! Der junge Herr Leutnant sollte sogar später noch erben. Aber sie ist nun einmal nicht da! Herr Wadenius, Elisabeths Vater, hatte eben einige nicht unbedeutende Verluste gehabt und so war es einfach unmöglich! Das faltenreiche Gesicht Onkel Davids nimmt einen hilflosen Ausdruck an. Seine Gedanken kehren immer wieder zu dem Bruder zurück, der, seiner Familie entfremdet, nur eine Viertelstunde entfernt, in derselben Stadt lebt. Der hätte zwei, auch drei Kautionen! Aber was nützt das! Ein verknocheter alter Egoist, nur sich allein oder höchstens noch seinen Wildern lebend! Er hatte es verstanden, was ihm, David, als Beamten nicht gelungen war, durch seinen Kaufmannsstand wieder zu Reichthum zu kommen. Freude schien er indeß nicht viel daran erlebt zu haben. Von Natur ernst, verschlossen, zur Empfindlichkeit geneigt, überwarf er sich bei jeder Gelegenheit aufs neue mit Schwester und Bruder; immer weiter wurde die Kluft zwischen ihm und jenen. Erst durch Fremde erfuhren die Geschwister dann gerüchtwaise, wie Johannes eine furchtbare Enttäuschung bei seiner ersten und einzigen Liebe erfahren habe. Von da ab war und blieb er erst recht ein verschlossener Sonderling. Ein einziges Mal kam er mit den Geschwistern noch zusammen. Ein verstorbener Verwandter hatte testamentarisch bestimmt, daß ein kostbares Bild, ein herrlicher „Kuisdael“, unter den drei Geschwistern verlost werden sollte. Zur Ziehung fanden sie sich beim Notar ein. David, ein Kunstfreund, wie Johannes, aber nicht, wie jener, in der Lage, dieser Passion durch Gemäldeankauf nachzugehen, war der glückliche Gewinner. Thränen der Freude in den Augen, wollte er dem Bruder die Hand reichen und ihn bitten, doch wieder in die Familie zurückzukehren. Johannes aber wandte sich ab und ging mit kurzen Gruß davon. — — —

Onkel David murmelt vor sich hin, scheint zu rechnen und zu überlegen. Immer rascher durchmisst er das Zimmer. Im goldigen Zickzack flimmert die Sonne an der Wand hin, breit und voll legt sie sich endlich auf das große Bild. Der Kuisdael!! Des Alten Augen bohren sich förmlich in das Gemälde. Eine der seltenen Landschaften des Meisters. Eine Dorfstraße, auf der er jede Rinne, jeden Schatten kennt. Die Gänse und Hühner scheinen zu schnattern und zu gackern, und das flimmernde Mittagslicht, das dem Hirten dort die Hand vor die Augen legen läßt, scheint fast mit dem der Wirklichkeit identisch zu sein. Und dann der behagliche Wirt, der dem Ankömmling mit der Kappe winkt! Wie er lacht! Ein herrliches Bild in Ton, Farbe und Zeichnung; voll des intimsten Reizes. Onkel David bleibt stehen, öffnet die zusammengepreßten Lippen und lispelt etwas. Dann spricht er lauter im Tone aufrichtigen Schmerzes: „Ich hab ja nichts anderes — nur das — wie bin ich arm!“

Die Sonnenkringel tanzen auf und nieder; das Bild scheint sich zu verschleiben. Ein schöner Mädchenkopf mit naßgeweinten, sehnsüchtigen Augen taucht an des Bildes Stelle auf. „S ist alles aus!“ Er hört wieder die traurige Stimme. Und welch prächtiges Paar hätte es gegeben! Denn auch der Herr Leutnant ist ein herrlicher Mensch. Das dumme Geld! Wie die hellen Lichter auf dem Bilde lagern. Onkel David legt auf eine Weile die Hand vor die Augen, wie der Hirte da vor ihm. Wie er sie wegnimmt, sind seine Finger feucht. Mit gefalteten Händen tritt er dann vor das Bild, sein scharfer Blick scheint sich noch-

mals das Kleinste fest einprägen zu wollen. Dann besteigt er einen Stuhl und nimmt den „Kuisdael“ sorgsam von der Wand. Fast bringt er das schwere Bild nicht allein herunter. Wie lieblosend gleitet seine rinzliche Hand über die nun im Schatten wie gleichmäßig schwarz lackierte erscheinende Fläche. Um Lippen und Brauen zuckt es in dem alten Gesicht wie Wetterleuchten. — — —

„Es kann doch nicht sein! Einen echten Kuisdael, eine Landschaft von Kuisdael!“

„Bitte, Herr Womblock, hier!“ Der Kunsthändler schiebt eilig eine Staffelei mit einem Bilde darauf in das rechte Licht. Herrn Johannes Womblocks bleiches glattes Kaufmannsgesicht wird dunkelrot; er scheint aufs äußerste erregt.

„Aber das ist ja, — — — mir scheint — — — es ist ja der Kuisdael meines Bruders!“

Der andere zuckt die Achseln. „Mir nicht bekannt!“

„Wie viel!“

Der Kunsthändler überlegt, und sein schlauer Blick gleitet über die plötzlich zusammengesunkene Gestalt Herrn Womblocks. Der sitzt und starrt auf das Bild.

„Bierzigtausend Mark!“

„S ist mein, schicken Sie es mir sofort!“

Er hat entschieden den Preis nicht gehört. Der Kunsthändler aber macht ein reiches und einträgliches Geschäft. — — —

Frau Wadenius traut ihren Augen nicht, als sie auf einmal ihren Bruder Johannes vor sich sieht.

„Johannes, Du!“ ruft sie verwundert.

„David ist in Not!“

„Wie — — wie so!“

„Ist in Not, sage ich Dir, in Not!“

Neußerst aufgeregt stößt er es hervor. Hierauf erzählt die gute alte Frau alles, was sie von dem Bruder weiß. Er lebt so nett und behaglich dahin. Und sie spricht auch von den Verlusten, die ihr Mann gehabt, aber von Not sei deshalb noch lange keine Rede. „Die Kaution — — die natürlich — — wegen Elisabeths Leutnant — —“

Johannes horcht auf. „Aha, Davids Liebling!“ Ihm dämmert schon die Wahrheit. Harmlos, ohne alle Hintergedanken erzählt die Frau weiter. Sie jammert nicht einmal in Elisabeths Namen. Sie ist zu stolz, und fruchtlos wäre es doch gewesen bei dem Egoisten und Geizhals. Sehr langsam steigt dann Herr Johannes die Treppe herab. Nun sieht er anders aus. Sinnend und verblüfft blickt ihm die Schwester nach. Dann ruft er noch herauf: „Ihr seid wohl Sonntag bei David im Garten?“

„Hatte nicht die Stimme gezittert? Sonderbar! — — —“

Der Frühling ist da. Jede der Sonntagsglocken scheint es noch besonders ins jung grüne Land hinauszutragen. Elisabeth nebst Eltern sind, wie jeden Sonntag, in David Womblocks Garten versammelt. Dem jungen Mädchen ist so frühlingsmäßig, — — hoffnungsfroh — — und doch bekümmert!

Onkel Davids gütiges Greisengesicht strahlt ganz glücklich. „Lütje Deern,“ sagt er dann zu Elisabeth, „unverhofft kommt oft! Im Garten, ich glaube, da ist was Besonderes.“

Sie wird blaß und rot. „Was konnte das sein?“

Und beflügelten Schrittes, aufgeregt atmend, durchquert sie die schimmernden Gartenwege; sie späht in jede Ecke, am Boden, unter jeden Strauch. Da, in der Laube am Ende, schimmert eine bunte Uniform.

„Elisabeth!“

„Kurt!“

„Geliebte, — Onkel David — er hat die Kaution!“

Lachend und weinend kehren sie zu den anderen zurück. Aber weder zu Dank noch zu irgend welcher Aufklärung kann es jetzt kommen. Plötzlich, zur größten Ueberraschung aller, steht Johannes Womblock mitten im Kreise der Seinigen. In seinen sonst so kühl blickenden Augen blinken helle Thränen. Langsam tritt er auf den Bruder zu und schließt ihn fest in die Arme. Seine Stimme bebt. „Bruder David, — auch Du, Schwester, — vergebt mir! Ich bitte Euch alles, alles ab!“ Wieder und wieder drückt er der Geschwister Hände, noch einmal legt er die Arme um Davids Nacken. „O, Bruder, — Bruder, — wie bist Du so reich an Liebe!“

Dann nimmt er des Alten Arm und führt die Geschwister ins Haus. Hilfslos und verlegen, ganz betäubt von Ueberraschung und Freude, folgt David. In dem traulichen Zimmer angelangt, meiden dessen scheue Blicke aber die vermeintlich leere Wand. Sanft bittend wendet sich Johannes an ihn.

„Willst Du — willst Du nicht mal ein bisschen nach oben sehen, David?“

„Johannes! — Ach Gott, Bruder Johannes!“

Umwoben vom Sonnenlicht hängt der „Kuisdael“ an seinem alten Platz. Der Hirte legt die Hand über die Augen, der Wirt lacht. — Onkel David aber, der gute Alte, — weint Freudenthänen.

„David, — es will Abend werden, — Abend, — einsam und kalt! Darf ich nun bei Euch bleiben?“



Der Brandstifter. Nach dem Gemälde von Th. Matthei.

Der rätselhafte Herr.

[Fortsetzung.]

Komischer Roman von Heinrich Lee.

[Nachdruck verboten.]

„Die Damen machen vielleicht eine kleine Promenade mit?“ fragte Schlauch galant.

Fräulein Wolfert sah ihre noch immer den steifen Ernst der Situation bewahrende schweigsame Freundin an, als erwarte sie von dieser die entscheidende Antwort.

„Bitte,“ erwiderte sie endlich, als ihre Freundin in dem Schweigen verharrte.

Schlauch setzte sich an ihre Seite, Hannefried kam neben Fräulein Koch.

Er war auf Schlauch ergrimmt. Schlauch, niemand anders als Schlauch, hatte ihn in diese Lage gebracht. Dieser Mensch, dieses Nilpferd, merkte nicht einmal etwas davon. Hannefried kam sich vor, als wandle er neben Fräulein Koch in Sträflingskleidern.

Es schien, daß Fräulein Koch auf etwas wartete, nämlich darauf, daß ihr Herr ein Gespräch mit ihr beginnen würde.

Schlauch schwatzte mit seiner Dame munter weiter. Fräulein Koch wartete noch immer.

Hannefried empfand, er müßte etwas sagen — kostete — es, was es wollte.

„Gnädiges Fräulein sind gewiß auch musikalisch,“ begann er.

„Ich spiele nur Klavier,“ erwiderte Fräulein Koch.

„Im Kurhaus soll ein sehr gutes sein.“

„Ja, Doktor Bender spielt so oft darauf.“

Doktor Bender, gleichfalls Badearzt, war dafür bekannt, daß er seine gesamte freie Zeit an diesem Klavier im Kurhause verbrachte. Er spielte ausschließlich Wagner, musikalische Damen suchten seine Behandlung mit Vorliebe auf und Doktor Pulvermann nannte ihn raffiniert.

Die Unterhaltung zwischen Hannefried und Fräulein Koch war nunmehr im Gange.

An seinen Anzug dachte Hannefried nun nicht mehr.

Fräulein Koch war Neunzehn. Zum ersten Male kam sie von ihrem elterlichen Gute in die Welt. Sie hatte einen geheimen Kummer. Dies waren ihre besagten roten gesunden Wangen. Ein jeder Herr — so mißtraute sie den Herrn unaufhörlich — mußte ihr die ländliche Abkunft vom Gesicht ablesen. Sie trank deshalb heimlich Essig. Die vielen bleichsüchtigen jungen Damen um sie her beneidete sie. Agrarier kamen ihr wie Staatsbürger zweiter Klasse vor. Ihr Mißtrauen war ein doppeltes. Herren aus der Stadt, meinte sie, hielten ein Mädchen vom Lande nicht genügend bildungsreif und doch war sie daheim auf die Leihbibliothek aus der Stadt, sowie auf die Gartenlaube abonniert. Nur prunken mochte sie nicht damit.

Hannefried erzählte, daß er Buchhändler war.

„Ach,“ sagte Fräulein Koch.

Hannefried bemerkte, daß seine Dame von dieser seiner Mitteilung angenehm überrascht war.

In der That bildete er sich auf die ideale Seite seines Berufes auch etwas bedeutendes ein, wenn es ihm auch dabei verdroß, daß ein junger Mann aus dem Sortimentbuchhandel es im ganzen Deutschen Reiche auf nicht über sechshundert Thaler Jahresgehalt zu bringen im Stande war. „Dann kennen Sie gewiß auch viele Romane,“ sagte Fräulein Koch.

„Biemlich viele,“ antwortete Hannefried.

„Kennen Sie „Gold und Liebe“ von Ewald August König?“

Hannefried machte ein geringschätziges Gesicht.

„Das lese ich nicht,“ sagte er.

Hannefried begann seine litterarischen Ansprüche der jungen Dame auseinander zu setzen. Er hielt es selbstverständlich mit der realistischen Schule.

Fräulein Koch hörte ihn mit wachsender Achtung und Bewunderung zu.

Beide Herrschaften fingen an, sich vortrefflich zu unterhalten, Hannefried vergaß seinen Anzug immer mehr und selbst die von den Vorübergehenden mit dem beiden Paaren eingetauschten Grüße beengten ihn kaum noch.

Fräulein Koch war, wenn sie auftaute, wirklich eine nette junge Dame. Wenigstens empfand das Hannefried. Er fühlte sich in seinem Element.

Doktor Pulvermann machte indessen auf der Kurhausterrasse dem Kellner Vorhaltungen über das schale Pilsener Bier.

„Es wird zu wenig getrunken, es bleibt immer zu lange im Faß,“ sagte der Kellner.

Doktor Pulvermann bestellte sich ein neues Glas.

Er war Korpsstudent gewesen und Pilsener war sein Lieblingsbier. Mißmutig verweilte sein Blick, bevor er das Glas ansetzte, auf dem kümmerlichen, kohlenstoffarmen Schaum.

Ein Entschluß stieg in ihm auf.

Der Fehler des Bieres bestand, wie gesagt, nur darin, daß es zu wenig getrunken wurde.

Pilsener konnte keinem Menschen schaden, selbst seinen männlichen

Patienten nicht, die höchstens an Gallenstein und Rheumatismus litten.

Es wurde nur im Kurhaus verschänkt.

Von morgen ab — so entschied sich Doktor Pulvermann — wollte er allen seinen männlichen Patienten den Genuß von Pilsener verordnen.

Zur selben Zeit machte im Walde auch die Stabsärztin mit Vorchon eine Promenade.

Dem Spaziergange war im Hotel zwischen den beiden Damen wieder eine Toilettendebatte vorangegangen.

Es handelte sich diesmal darum, welchen Hut Vorchon aufsetzen sollte.

Vorchon hatte drei Hüte mit. Erstens den Reisehut, der natürlich von vornherein schon ausgeschlossen war. Zweitens einen dunklen Hut mit einer Feder, der aber nur für ein trübes Wetter bestimmt war. So kam nur der weiße Strohhut in Betracht, der mit weiß und roten Tausendschönchen garniert war. Tausendschönchen machten Vorchon junendlich. Leider war dieser Hut kürzlich von einem Regenguß betroffen worden, die Krempe war herabgebogen und das Rot aus den Tausendschönchen war in die weiße Bandgarnierung geflossen. Der ganze Hut hatte rote Flecke.

„Den hättest Du Dir doch wieder frisch garnieren können,“ sagte die Stabsärztin.

„Aber Muttchen,“ rief Vorchon erregt durch das Hörrohr, „wann hab ich denn Zeit dazu gehabt?“

Das Resultat war, daß Vorchon, in Anbetracht der Hitze endlich doch den großen Hut aufsetzte.

„Du kannst Dich doch darin vor niemand sehen lassen,“ klagte die Stabsärztin.

„Wir gehen doch bloß in den Wald,“ entgegnete Vorchon, „wem werden wir denn dort viel begegnen.“

Vorchon nahm noch ihren Sonnenschirm — in der Mitte des Stockes war er von einem messingnen Ringe eingefast, weil aus Versehen ihre Mutter sich im Stूपe einmal darauf gesetzt hatte und er zerbrochen worden war — und die Stabsärztin selbst nahm ihre Ledertasche über den Arm. Sie that ihr Hörrohr und eine kleine Flasche Mückenstich-Essenz hinein.

„Muttchen, möchtest Du Dir nicht den Henkel von der Tasche ordentlich festbinden,“ sagte Vorchon noch, „er ist schon ganz lose.“

„Ich verlier nichts,“ antwortete die Frau Stabsarzt bestimmt.

Wenn andere Menschen durch den Wald gehen, selbst Minister, Kommerzienräte, Theaterdirektoren, kurz Menschen, die sonst nicht wohlher, freier, glücklicher, als sonst in ihrem Leben. Die Wälder um Liebenau herum waren noch besonders schön. Prächtigerer Buchen sah man nirgends. Zwar waren die Schläge schon etwas gelichtet, aber das erblickte beinahe noch ihren romantischen Reiz. Man sah in weite, tiefe, hellgrüne Dämmerungen hinein, über Moos- und Farren breitete sich der weiche braune Teppich des vorjährigen Laubes; durch die dichten Wipfel sah hier und dort neugierig die Sonne herein und warf flirrende, kleine, weiße Scheiben wie lauter Silberstücke darüber. Vom nahen Gebirge schwebte manchmal sogar der Tannenhäher herab und saß, ein schwarzbrauner Punkt, oben im Gezweig und blickte schweigsam in die schöne Stille. Als Vorchon noch zwanzig Jahre alt war, ging auch sie in Traumschritten durch den Wald. Seitdem aber hatte sie so vieler Herren Wälder gesehen, in denen sie allgemach nur immer der Gedanke beschäftigte, ob sie noch einen Mann bekommen würde. Vorchon war nüchtern geworden und der deutsche Wald hatte nichts Jähliches mehr für sie.

Wie ein jeder Badeort, so hatte auch Liebenau in seiner Umgebung eine sogenannte Teufelskanzel. Der Weg durch den Wald zu diesem Ziele war durch farbige Markierungen an den Bäumen bezeichnet und Vorchon und ihre Mutter strebten nun diesem Ziele zu.

„Mir scheint dich,“ sagte die Stabsärztin, „wir haben das unpassendste Hotel genommen. Herren wohnen fast garnicht darin.“

„Die anderen sind doch aber wohl viel teurer, Muttchen,“ erwiderte Vorchon.

„Am nächsten Sonntag ist Reunion,“ fuhr die Stabsärztin fort.

„Es ist doch wieder nichts,“ sprach Vorchon resigniert.

„Rede doch nicht,“ sagte die Stabsärztin, „Du bist doch erst sechszwanzig geworden.“

„Ich freu mich auf nichts mehr,“ antwortete Vorchon mit Schwermut, „es nützt doch nichts, Muttchen. Manchmal schäm ich mich schon vor mir selber. Es heiraten doch so viele Mädchen nicht. Es muß doch nicht sein, Muttchen. Du willst es mit Gewalt erzwingen. Sechszwanzig bin ich. Verlieben thut sich doch niemand mehr in mich, und die paar tausend Thaler, die ich habe, verlocken doch niemand. Mit Deiner Witwenpension und der Rente vom Dunkel könnten wir so ruhig und zufrieden zu Hause mit einander leben und brauchen uns um niemand zu kümmern. Am liebsten

reise ich gleich heut nach Hause. Jetzt blühen im Garten alle Rosen, die Nohamrosen auch. Wir könnten so gemütlich in der Laube sitzen und brauchen keine Sorge zu haben. Was nicht ist, das ist doch nicht, Muttschen. Mich gehts doch mehr an als Dich und ich sehne mich doch nach keinem Mann. Vor der Reunion graut mir schon jetzt. Herren kenne ich doch hier nicht. Dann sitz ich wieder da. Daß es doch sein, Muttschen. Sei gut."

"Ich war schon dreißig, als mich Dein Vater geheiratet hat," erwiderte die Frau Stabsarzt.

Weiter erwiderte sie nichts.

Vorchen wußte, wie es sich mit der Heirat ihrer Mutter verhielt und daß sie als eine verführte Studentenliebe von ihrem Vater heimgeführt worden war. Das war auch der Grund, weshalb die Stabsärztin an keine aussichtslosen Mädchen glaubte.

Der Weg nahm jetzt eine Steigung und ging zwischen hohen Gräsern und Farren am Rande eines zerklüfteten, kleinen, von Brombeerbüschen überwachsenen Abgrundes entlang, welcher der Höllengrund hieß. Auch einen Höllengrund hatte Liebenau. Die Damen, von der Anstrengung des Steigens in Anspruch genommen, brachen ihr Gespräch ab und die Stabsärztin versenkte ihr Hörrohr wieder in die Ledertasche.

Endlich war die Teufelskanzel erreicht.

Es war ein kleiner, unbewaldeter Vorsprung mit einer prächtigen Aussicht in das Thal hinab und am Rande durch ein Geländer aus jungen, rohen Birkenstämmen geschützt.

Auch scharfsinnige Leute vermochten nicht zu erklären, mit welchem Recht dieser liebliche Punkt in einer Beziehung zu dem Teufel stehen konnte.

Auf dem Vorsprung unter einer alten, im Winde rauschenden Buche stand eine gezimmerte Bank.

Auf dieser Bank saß etwas weißes.

Es war ein Herr.

Er trug einen weißen Piquetanzug und sah versunken vor sich hin in das Thal.

Daß jemand auf ihn zu kam, bemerkte er nicht.

"Ein Herr," sagte die Stabsärztin.

Vorchen blieb unschlüssig stehen.

"Kommi nur," fuhr die Stabsärztin fort in einem Tone, der deutlich aßpach, daß sie vor Herren, die allein auf Bänken saßen, keinerlei Furcht empfand.

"Nimm den Hut ab, er sieht nicht gut aus, häng ihn Dir über den Arm," setzte sie hinzu.

Vorchen wußte nicht, warum sie diesem Wunsche der Mutter gehorchte.

Jetzt erst, als der Sand unter den Schritten beider Damen leise knirschte, sah der Herr sich um.

Er stand hastig auf.

Er zog den Hut.

Es war derselbe Herr, der Vorchen schon am Tage ihrer Ankunft den Handschuh aufgehoben hatte.

Es war der Berliner.

Ein Ausdruck der Verlegenheit ging über sein Gesicht.

Die Stabsärztin bemerkte es nicht.

"Guten Tag," sagte sie sehr freundlich, auf die Bank zusteuern, "Sie erlauben wohl?"

Es schien, als wollte der Herr etwas sagen, und zwar etwas Zuberkommendes, Höfliches.

Es schien aber nur so.

Er verbeugte sich noch einmal, setzte seinen Hut auf und verließ dann mit schnellen Schritten die Teufelskanzel und ihren Bereich.

"Was hat er denn?" fragte er die Stabsärztin.

Vorchen antwortete nicht.

"Er hat was," bemerkte die Stabsärztin bestimmt.

"Aber Muttschen," sagte Vorchen, "der Herr geht uns doch nichts an."

"Es scheint doch ein netter und feiner Mensch zu sein. Angefunden hat er Dich auch. Wir wollen uns bei Zieseniens doch einmal erkundigen."

"Ich bitt Dich, Muttschen," sagte Vorchen stehend.

"Das verstehst Du nicht," schnitt ihre Mutter energisch jeden Einwand ab.

Nachdem die Damen eine Weile auf der Bank gefessen hatten, erhoben sie sich und schlugen wieder den Heimweg ein.

Im Thal sank schon die Sonne herab.

Liebenau lag unten in einem tiefen Frieden.

Es schwebte ein so goldener und schöner Abend über der Natur, als gäbe es keine Sorgen von unberheirateten Mädchen und von Müttern solcher Mädchen.

Die Damen nahmen wieder den Weg am Höllengrund vorbei.

Als sie auf dem Wege, der in den Ort hineinführte, angelangt, war es schon ganz dämmerig geworden.

"Ach Du meine Güte!" rief plötzlich die Frau Stabsarzt mit einem Schrei des Schreckens aus.

"Was ist denn?" rief Vorchen, die voraus ging, und sie sah sich nach ihrer Mutter um.

"Meine Tasche!" sagte die Stabsärztin.

Erst jetzt gewahrte Vorchen, daß ihre Mutter die Tasche nicht mehr hatte.

"Mein Gott, wo hast Du sie denn, Muttschen?"

Die Stabsärztin erklärte weinerlich, daß sie die Tasche entweder oben auf der Teufelskanzel vergessen haben müsse oder daß sie, weil schon der Henkel lose war, ihr vom Arme in den Höllengrund gefallen sein müsse.

"Aber Muttschen," sprach Vorchen unwillig, "ich hab's Dir doch mit dem Henkel gesagt."

Die Stabsärztin verstand nicht, was Vorchen zu ihr sagte.

"Nun hab ich auch mein Hörrohr darin," jammerte sie.

Der Dunkelheit wegen war es zu einer Rückkehr zu spät.

"Das Rohr! Das wird ja entsetzlich," weinte beinahe Vorchen mit.

In der That befand sich die bedauernswerte Stabsärztin in einem kritischen Zustand.

Ihr Gehörorgan war ohne das Rohr keiner Empfindung mächtig.

Als in der Nähe von Fulda die Artillerie einst manövierte und dicht am Moefelschen Wohnhause geschützweise Feuer gab, fragte sie Vorchen, ob nicht jemand an die Thüre klopfte.

Im Hotel angelangt, bestellte Vorchen verzweifelt das Abendessen auf das Zimmer. Ihr erster Impuls war, Zieseniß den Verlust der Tasche und des Rohres mitzuteilen. Sie dachte aber auch sofort daran, wie lächerlich das Rohr mit seinen sieben Schläuchen, wenn fremde Menschen es fanden, diesen vorkommen würde. Aus diesem Grunde beschloß sie zu schweigen und morgen in aller Frühe sich in den Wald und nach der Teufelskanzel zu begeben, um dort nach dem Verlust zu suchen.

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Die Rehrseite der Medaille. Aus der ungarischen Hauptstadt berichtet der „Pester Lloyd“ das folgende Geschichtchen: Der Magistrat ließ für den großen Redoutensaal zwei Tanzstatuen anfertigen; die eine personifiziert den „Csardas“ und Bildhauer Alois Strohl wählte als Modell für die Personifizierung dieses Tanzes die Operettenfängerin Frau Ananka Hegyi. Die Statue ward demzufolge voll Chic und Grazie. Als sie jedoch auf ihrem Postamente, einem Wandpfeiler aufgestellt werden sollte, da zeigte sich, daß das plastische Kunstwerk allzu plastisch ausgefallen war und auf dem etwas schmalen Pfeiler keinen Platz hatte. Mochte der Künstler, als er an seinem Werke hofelte, mehr an Venus kallipygos als an den Csardas gedacht haben — genug, es ergab sich die Notwendigkeit, die . . . wie sollen wir uns nur ausdrücken? . . . die südwestlichen Partien des „Csardas“ erheblich zu reduzieren, wollte man die Statue auf ihrem Postament unterbringen. Der Magistrat, der sich mit dieser heiklen Frage zu befassen hatte, war in arger Verlegenheit. Das war kein Millionenbesitz, das sich mit einem Federstrich beseitigen ließ; es handelte sich um eine sehr greifbare Thatsache, die sich nicht „transitorisch“ aus der Welt schaffen ließ. Der Chef der Approbationierungs-Sektion, der nach den unerforschten Ratsschlüssen der Stadtverwaltung das Referat über die bildenden Künste führt, veranstaltete einen Lokalangewandten. Das Resultat war der Beschluß, daß der Ueberschuß auf „mechanischem“ Wege zu entfernen sei. Die Sentenz wurde vollstreckt und jetzt zieht sich die arme Statue des „Csardas“, die Uebersseite blühende Renaissance, der Rebers jedoch platteste Sezession, schämig hart an die Wand des Redoutensaales zurück, die barmherzig verhüllt, was die arme Statue einst so reich besessen und nun, ach, für immer verloren hat.

Ein teures Ei, ein Ei des großen Alk, eines vor fast hundert Jahren ausgestorbenen Wasservogels, wurde vor kurzem in London für 252 Pfund Sterling zugeschlagen. Der große Alk war ein Verwandter des Papagei-

tauchers und der nördliche Vertreter der Pinguinfamilie. Er war hauptsächlich in Neufundland, an der benachbarten Küste des amerikanischen Festlandes, auf den Hebriden und in Schweden und Norwegen heimisch, hatte Flügel, die zum Fliegen nutzlos waren, besaß dafür aber Schwimmfüße und war ein ausgezeichnete Schwimmer und Taucher. Nur der Umstand, daß seine Gattung ausgestorben ist, hat die Eier des großen Alk auf einen so hohen Marktpreis getrieben. Die noch vorhandenen sind alle bekannt wie die Gemälde eines großen Meisters vergangener Tage. Es sind ihrer noch 73 übrig, 29 im Besitz von Museen, 44 in Privatjammungen.

✻ Unsere Bilder. ✻

Der Brandstifter. In den kleinen Dörfern, deren Häuser zum größten Teile noch Strohdächer aufweisen und mithin bei einem Braude von Anfang an fast so gut wie verloren sind, ist gewöhnlich die Angst vor Feuerstnot doppelt groß. Und da oft mehrere zusammenliegende Ortschaften gemeinschaftliche Löscharmate haben und zur Zeit der Ernte die Hilfe manchmal lange auf sich warten läßt, fürchtet man am meisten Feuergefahr im Hochsommer. Unser Bild zeigt uns ein in Flammen stehendes Gehöft. Ein Teil der Dorfstraße wird vom Feuer taghell beleuchtet. Einige der an das brennende Bauernhaus anstoßenden Ställe sind bereits ein Raub der Flammen geworden und nur mit großer Mühe konnte das Vieh gerettet werden. Hausgeräte und Mobilien sind in wirrer Aufregung von den Bewohnern des Hauses in Sicherheit gebracht worden. Man hat gleich Brandstiftung vermutet, und diese Vermutung wird zur Gewißheit, als am Ende der Dorfstraße plötzlich ein Gendarm und der Ortsvorsteher auftauchen, in ihrer Mitte den Schuldigen führend, einen Knecht, der aus Rache den Hof seines Dienstgebers angezündet hat. Seine That war beobachtet worden und er wird nun nicht der strafenden Gerechtigkeit entgehen.

Ein Fußbad. Lange hat der kleine Fritz die Wassertemperatur einer kritischen Prüfung unterzogen, ehe er es wagte, sich mit beiden Füßchen in den Waschzuber zu stellen, aber nun patcht er so vergnügt darin herum, daß der Seifenschaum nur so herumspitzt. Immer besser gefällt ihm solch ein Fußbad und die arme Mama wird wohl ihre liebe Not haben, bis ihr Söhnchen sich bewegen läßt, sein „Wellenbad“ zu verlassen.

Ein schwarzer Kapellmeister steht an der Spitze des Musikcorps des 1. ostpreussischen Grenadier-Regiments in Königsberg. Sabac el Cher ist in Berlin geboren und hat eine vollständig deutsche Erziehung genossen; sein Vater war Silberbewahrer bei dem Prinzen Albrecht von Preußen und erzog seinen Sohn liebevoll aber streng. Sabac besuchte die Gemeindeschule und zeigte sich hier als lernbegieriger und begabter Junge, der sich für Musik sehr interessierte und großes Talent hierfür zeigte. Nach dem erfolgreichen Schulbesuch wurde er sodann zur weiteren Ausbildung seiner musikalischen Fähigkeiten mehrere Jahre hindurch auf ein bekanntes Berliner Musik-Institut geschickt und trat im Jahre 1885 als Hoboist und Soloposaunist in eine Militärkapelle. Nach achtjähriger Thätigkeit in dieser Stellung ging er zur königlichen Hochschule für Musik in Berlin, um auf derselben seine musikalische Ausbildung zu vervollkommen. Eifrig widmete er sich dort dem Studium in praktischer und theoretischer Beziehung und bestand auch die Abgangsprüfung mit solcher Auszeichnung, daß er unmittelbar darauf zum Dirigenten der Kapelle des 1. Grenadierregiments nach Königsberg berufen wurde, welche Stellung er auch jetzt noch bekleidet.

Das Richard Wagner-Denkmal, welches bekanntlich in dem an die Sieges-Allee angrenzenden Teil des Berliner Tiergartens errichtet werden soll, ist von dem Professor Gustav Gherlein entworfen und hat jetzt auch die Genehmigung des Kaisers erhalten, der nur einige nebensächliche Aenderungen in der Ausführung des Denkmals befürwortet. Es ist ein würdiges Denkmal des großen Tonkünstlers, welches aus der engeren Konkurrenz von zehn Bildhauern siegreich hervorging. Das Monument zeigt die sitzende Figur der Kunst mit dem Vorberzanz um das Haupt und der Feder in der Hand auf hohem Sockel, welchen verschiedene Gestalten aus Wagners Musikdramen umgeben. Unterhalb des Sockels sieht man die Figur des Meisters wie in schöpferischer Begeisterung mit der Partitur sitzend.

☞ Gemeinnütziges. ☜

Polierte Messerhefte aufzufrischen. Grau gewordene Griffe von Messern und Gabeln streicht man mehrere Male mit Eisenvitriollösung an. Hilft dies nicht, so bestreiche man sie mittels einer Feder mit Gerbstoff-Auflösung, bis die gewünschte Schwärze erreicht ist. Damit der Griff nicht abfärbt, reibt man den getrockneten Griff mit Papier ab.

Aus dem Leben.
Willst Du einen Menschen kennen lernen,
Frage ihn um einen, den er kennt,
Und merk' auf, ob er zuerst die Vorzüge
Oder ob er Dir die Fehler nennt.

Ein zärtliches Ehepaar.
„Der Herr Doktor und seine Gattin, die ehemalige Studentin, sollen sich ja zärtlich lieben?“
„Gewiß! Beispielsweise zahlt er jetzt ihre und sie — seine Univeritätschulden ab!“

In zweiter Ehe.
Junge Frau: „Wie glücklich bin ich mit Dir, geliebter Emil! Du trägt mich auf Händen, Du schaffst mir den Himmel auf Erden, ich habe keine Sorgen, ich lebe im Wohlstand — ach, wenn das mein erster Mann noch erlebt hätte!“

Die Preisringer unter sich.
„Was wir Kraftmenschen doch für ein kolossales Glück bei Damen haben! Ich bin nun schon wieder zu einem Rendezvous bestellt.“
„Geht Du denn hin?“
„Ich werd' mich hüten. Das letzte Mal hat meine Frau Wind bekommen und da hat sie mich halb tot geschlagen.“



Student: „Ich möchte ein ruhiges Zimmer für tagüber.“
Vermieter: „Wohl zum Arbeiten?“
Student: „Nein, zum Schlafen!“

Nobel.

Vorsitzender: „Wie viel beträgt die Besche, um die Sie der Angeklagte geprellt?“
Gastwirt: „Drei Mark siebzig!“
Zechpreller: „Rechnen Sie dreißig Pfennig dazu als Trinkgeld für den Kellner — ich laß mich nicht lumpen!“

☞ Nachtsich. ☜

1. Skataufgabe.



Als Mittelhand paßt, reizt Hinterhand bis Coeur-Solo, was Vorhand behält. Darauf spielt Hinterhand Kreuz-Solo mit obigen Karten. Im Skat liegen Kreuz-Aß und Zehn. Bei welcher Verteilung kann das Spiel verloren gehen?

2. Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 3 ein weiblicher Vorname.
- 5 6 2 7 3 8 9 ein altfärsisches Gedicht.
- 3 2 11 3 ein weiblicher Vorname.
- 11 3 8 12 6 2 ein Kleidungsstück.
- 7 3 1 10 13 ein männlicher Vorname.
- 14 3 10 8 6 ein Fluß in Frankreich.
- 14 10 11 11 6 4 eine Jahreszeit.
- 10 4 8 3 11 6 8 12 ein Verzierung.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben einen deutschen Dichter; die Endbuchstaben in derselben Reihenfolge dessen Vornamen.

3. Rätsel.

Drei-Bier schickt mir mein Mütterlein:
„Ich soll einmal recht lustig sein!“
Gesagt — gethan! Bald brachte mir
Der Vindenvirt Eins-Zwei-Drei-Bier.
Nun hört nur, wie die Sache kam,
Und was sie für ein Ende nahm:
Kaum fertig mit Eins-Zwei-Drei-Bier,
Hab ich gekauft die Ersten mir.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Schlaf, Du liebes Kind!
Gottes Engel sind
Dir zur Wade zugegeben;
Ihre Fittige umschweben
Dich und sägeln dich
Deinem Lager zu.
Friede aus der Höh
Hält noch Angst und Weh
Von Dir ab; noch frei vonummer
Bleibst Du da in sanftem Schlummer.
Schlumm're still und luth —
Schlaf, Du liebes Kind!
2. Mittemalh, Gelermer, Gan derschheim, Gen sichen, Mit telmar, G e neral,
Fan dango, Gen erich.
3. Minto, Kamin.

☞ Lustiges. ☜

Ein ruhiger Mieter.

Recht schmeichelhaft.
Kunde: „... Also ich soll Ihnen fünfzig Mark Vermittlungsgebühr zahlen, und von der betreffenden Dame nehmen Sie nur zehn?“
Heiratsvermittler: „Na — mehr kann ich doch nicht gut für Sie verlangen!“

Immer praktisch.
Gnädige Frau: „Jean, haben Sie mir das Buch mitgebracht?“
Diener: „Nein, gnädige Frau, der Buchhändler wollte das Geldstück nicht nehmen, das Sie mir mitgegeben haben, es war falsch.“
Gnädige Frau: „So! Zeigen Sie das Geldstück mal her!“
Diener: „Ach, da es nichts wert war, habe ich mir ein paar Glas Bier damit gekauft!“

Sonderbarer Kurort.
Kundmachung! Das P. T. Publikum wird höflich aufmerksam gemacht, daß Ansfichtskarten mit Bemerkungen wie: „Fades Neß“, „Gesellschaft minder“ etc. nicht weiterbefördert werden.
Die Kurverwaltung.

Aus einer Kritik.
Das Stück ist so schlecht, daß selbst der Soupleur aus dem Häuschen kam.